

Ecrire Frallemand à Luxe-en-bourg



Vor dem ersten Weltkrieg konnte die Fischmarkter Herberge, so zeigen es die Photographien des Batty Fischer, ganz im linguistischen Zeitgeist Herberge „zum rothen Turm“ heißen. Wer, der als Maler auf sich hielt, siehe Kutter, Rabinger, Noerdinger, hätte nicht in München studiert? Wo anders wäre die bedeutendste Romanfigur Batty Webers, der abgesprungene Kleriker Fenn Kass, gelandet als in der bayerischen Metropole, um Ingenieur zu werden? Konnte einer, der wirklich schreiben konnte, ich meine unseren Georges Simenon Norbert Jacques, auf andere Gedanken kommen, als nach Deutschland zu gehen zwecks literarischer Karriere? Nach Paris gingen die Dienstmädchen, die Künstler gingen damals nach Deutschland.

Und dann die sinnlos-pathetische Kanonade von Verdun. In Neutralien, also bei uns, hörte man nicht nur nachts in den Träumen das Blut laufen, das die nationalistischen Raufbolde in ihrem grenzenlosen Haß und blinden Selbsthaß laufen ließen. Von nun an ging's mit unserem Deutschtum, so nannte man das, worüber hüben und drüben der Mosel unzählige Aufsätze und Aufsätzchen geschrieben worden sind, in Etappen gründlich bergab. Deutsche Zollunion, deutsche Eisenbahn, deutsches Stahlmanagement, deutsche Marie Adelaïde, deutschsprachiges Schild an der Herberge „zum rothen Turm“, kurzum die germanophile *Belle Epoque de Luxembourg*: alles ade. Was blieb, da war die französische Laizität vor, war der luxemburgische Katholizismus mit seinen frommen deutschen Sprüchen.

In den Zwischenkriegsjahren versuchten die Luxemburger Neutralier sich als völkerverbindende Brückenbauer. Das Luxemburger Erz mußte verkauft werden, da war es klug mitzuhelfen, die Erzfeinde vor der Tür zu beschwichtigen. Einseitigkeit war unklug, Janusköpfigkeit angesagt. Die Mischkultur wurde zum großen selbstoberischen Schlagwort. Die Mischkultur war, was heute die multikulturelle Gesellschaft ist: unerläßlicher Bestandteil, geistiges Versatzstückchen nicht nur der politischen Sonntagsrede, sondern ebenso der werktäglichen Schreibtischarbeit. Wie heißt es so schön entlarvend bei unserem Simenon: „Ein Trompetensignal... und der Geburtstag der Fürstin brach an mit der Rede, die der Bürgermeister der Stadt mit einem schmetternden Versammeln sämtlicher Gemeinplätze der benachbarten oratorischen Literaturen vom hohen Gestell herab über die Menge sprach.“ Geglaubt an die Mischkultur hat man damals genau so wenig wie wir an die multikulturelle Gesellschaft glauben. „L'intellectuel luxembourgeois qui ne se contente pas de jouir“, schreibt der Feuilletonist Léon Thyès 1933, „mais qui, se sentant quelque chose dans le ventre, entend créer, et dépasser, en créant, un mièvre dilettantisme, doit choisir. Il doit être exclusif, unilatéral. Il doit mettre des oeillères, opter carrément pour *une* langue et *une* civilisation, et imposer un rigoureux sens unique à sa curiosité, à sa sensibilité et à ses affections.“

Da hatten wir's also mit unserer überhochgelobten Mischkultur, von der der Dichter Nik Hein vermutete, daß es sich in Wirklichkeit um eine Zwitterkultur handelt. „Es mag sein, daß ihr vielleicht der ideale Schwung abgeht, der die schöpferischen Kräfte emporträgt und beflügelt, daß ein Verwachsensein auf Leben und Tod mit einer einzigen großen Kultur die Schaffenskraft vor lähmender Zwiespältigkeit bewahren würde.“

Wie schön, nicht wahr, schön grausig, solch ein kulturelles Verwachsensein auf Leben





*Franzous och beim Champagner,
Beim Rhäinwäin si mer Preiss.*

Méchel Rodange

und Tod. Nachdem die deutschen Braunen, denen der ideale Schwung leider nicht abging, den Luxemburger Schwunglosen es noch einmal vorgemacht hatten, flüchtete Neutralien sich militärisch unter die Fittiche der Nato und offiziell-linguistisch definitiv in die Einbahnstraße der Frankophonie. Die Zeiten, wo es am Rhein noch Preise für Autoren des Auslandsdeutschums gab, siehe Görrespreis für Nikolaus Welter anno 1937, waren vorbei. Die Luxemburger deutschsprachige Literatur versumpfte in virtuoser Epigonalität oder unvirtuoser Senilität, bis in den Sechzigern und Siebzigern junge Schreiber sich bemühten, modernere Töne für ihre Publikumsbeschimpfung zu finden. Das Deutsche Fernsehen hatte inzwischen die friedliche Eroberung unserer mischmaschkulturellen Wohnstuben abgeschlossen, und die deutschen Banken begannen mit der gleichen Selbstverständlichkeit in die alte Festungsstadt einzurücken, wie die deutschen Soldaten sie nicht hatten halten können.

Wo stehen wir? Wir multikulturellen Gesellschaftler. Hémechtssentimentaliker und Mustereuropäer der ersten Stunde. Wir offiziellen Frankophone und weniger offiziell treudeutschen Vereinsmeier. Haben wir Rodanges Verse in renertscher Spitzföchsigkeit längst umgedeutelt: *Europäesch nach zu Maastrecht, beim Pättchen si mer Patriout?* Luxemburgophilie – die zeitgeistige Art der Selbstüberschätzung? Oder der Selbstunterschätzung? Wo bleibt unser heutiger Norbert Jacques, der aus seinem Luxemburg hinausbricht, um bei Suhrkamp, Fischer, Ullstein unterzukommen? „Nein, Luxemburgs deutschschreibende Autoren suchen förmlich die Abgrenzung“, weiß Georges Hausemer, als 1984 die Berliner „Biennale Kleine Sprachen“ sich offenerzig-großartig der Literatur aus Luxemburg annimmt. Abgrenzung in einem bald grenzenlosen Europa? Ein kleiner Raum agiert nicht, er reagiert. Die neue Eingrenzung, oder Ausgrenzung, wie man's



nimmt, geschieht also über die Sprache: die Herberge „zum rothen Turm“, die dann einmal *Auberge de la tourelle rouge* geheißen hat, sie heißt jetzt *Schlofnascht am rouden Tiirmchen*. Heimat nicht nur zeigen, sondern suchen. Den Landeskindern das Vaterländische erst einmal in der Muttersprache. Linguistischer *Klöppelkrich*? Der frankodeutsche Firnis nichts als kosmopolitische Mache? Es lebe der Kern: das neue Dörfliertum des Satellitenzeitalters?

Modische Mischkulturler gibt es, wenn man unseren Kunstkritikern Glauben schenkt, die Zahl unter den aktuellen Luxemburger Malern. Die verbinden, so ist zu lesen, den französischen Lyrismus mit der deutschen Expressivität. Könnte damit gemeint sein: gallische Gegenwartsleere und deutscher Zukunftsschwung? Noch laue flau *Ecole de Paris* und schon neugermanische Aggressivität?

Na, denn mal los, machen auch wir Schreiberlinge unser Bestes draus aus dieser unserer unendlichen kulturellen Zerreißprobe, die wir immer wieder neu uns selbst aufzwingen. Ob wir nicht nur die inhaltlichen Einflüsse, sondern auch unsere sprachlichen Mittel ganz einfach munter durcheinander mixen sollen im besten schlimmsten Stil eines Europa-Nabel-Babel? Neues Esperanto! Neuer Dada! *Ecrivons tout simplemang frallemand*. Wann s d'epes kanns, et pourquoi pas, nicht wahr.

Mars Klein